

**Erscheint:**  
anher der Sonn- und  
Feiertage täglich.  
Kostet für das halbe Jahr  
5 fl., das Vierteljahr 2 fl.  
50 kr., ein Monat 85 kr.  
Bei Zusendung in das  
Haus 1 fl.  
Eigene Nummern 5 kr.  
Mit  
**Postverendung:**  
Im Inland:  
halbjährig 7 fl., viertel-  
jährig 3 fl. 50 kr. d. B.  
Im Ausland:  
vierteljährig 4 fl. 50 kr.  
Verleger und Eigentümer:  
H. Steinhausen's Erben.  
Für die Redaction ver-  
antwortlich:  
Georg Essig.

# Hermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

# Siebenbürger Boten.

**Inserate**  
aller Art werden in der  
Steinhausen'schen Buch-  
druckerei angenommen; für  
Wien befragen dieselben:  
Haasenstein & Vogler,  
Sulz-Exp., Wallfischgasse 10;  
sonst die Annoncen-Bur.;  
A. Oepplik, Stubenbastei 2,  
Rotter & Comp., I. Wiener-  
gasse 13, R. Mosse, Seiler-  
gasse 2; für's Ausland:  
Haasenstein & Vogler in  
Berlin, Hamburg, Frank-  
furt am Main, Basel und  
Paris; Adolf Steiner, Ann-  
Exp. Hamburg.  
Der Raum einer einpal-  
tigen Garnitur kostet  
beim einmaligen Einrücken  
7 kr., das 2. Mal 6 kr., das  
3. Mal 5 kr. d. B., ercl. der  
Stempelgebühren.

Abonnements-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Schässburg bei Herrn C. F. Erier, Buchhändler; in Szasz-Keen bei Herrn A. Bengel, Kaufmann; in Broos bei Herrn J. F. Leonhard, Kaufmann; in Mählsch bei Herrn J. Leonhard, Kaufmann; in Maros-Vasarhely bei Herrn J. Wittich's Buchhandlung; in Klausenburg bei Herrn J. Stein, Buchhändler; in Blotz bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zeldner, Buchhändler; in Hermannstadt, Unterstadt, bei Herrn Josef Winkler, Kaufmann, ed. der Bürgergasse, wofür die Abonnements-Beträge franco erbeten werden.

Nr. 107. Hermannstadt, Donnerstag am 8. Mai 1879. 94. Jahrgang.

## Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 7. Mai.

Wie die „Deutsche Zeitung“ erfährt, finden im gemeinsamen Kriegsministerium Verhandlungen wegen der Einführung der Wehrpflicht in Bosnien und der Herzegowina nach österreichisch-ungarischem Muster statt.

Die Konstantinopler Mittheilungen über den Inhalt der Convention zwischen der Pforte und Oesterreich-Ungarn werden als vollständig richtig bezeichnet. In Betreff der Interpretation des Räumungs-Artikels des Berliner Vertrages ist bisher noch keine Verständigung erzielt worden. Hauptsache ist, daß die Pforte zu allererst die russische Interpretation acceptirt und daß Graf Andrassy der Einzige ist, der sie bisher noch nicht acceptirt hat.

Die Erklärung dafür, daß die Convention mit der Türkei bisher unterbleibt, liegt darin, daß der Sultan die ganze Unterzeichnung davon abhängig machte, daß die Publication unterlassen werde, weil er eine ungünstige Rückwirkung auf die Mohammedaner fürchtet. So weit geht die Pforte, daß das Document nicht, wie üblich, durch einen Courier an die Hofkammer übersendet wurde, sondern Edhem Pascha bei seinem Amtsantritt in Wien die Convention überbringt.

Die Zusammenkunft Herbsts und Niegers fand beim Grafen Taaffe am 29. April statt.

Die englische Regierung hält im Einvernehmen mit Oesterreich-Ungarn unbedingt daran fest, daß Bulgarien bis zum 3. August, entsprechend dem Berliner Vertrag, vollkommen geräumt sein müsse. Der russischen Regierung wurde volle Kenntniß gegeben, daß in keiner Weise davon abgegangen werden würde.

Da die Signaturmächte die formelle Genehmigung der Verlängerung der russischen Occupation Ost-Rumeliens verweigern und nur den factischen Zustand hinnehmen, so beginnt Rußland die Räumung und verspricht die Vollendung Anfangs August. Die Mächte drängen nicht zu Beschleunigung, nur England will zur Rechtswahrung anfragen, aber die Entschädigung annehmen.

Die Pariser Blätter bringen Aufklärungen über die Ursache der Abreise Gambetta's nach Italien. Nach dem „Français“ liegt die Ursache zunächst darin, daß ihm Grevy Vorwürfe über die dem Blarqui fremdsprachige Sprache der „Republique Française“ machte. Gambetta hatte darauf erklärt, er möge seinen Diszens in einem anderen Blatte zum Ausdruck bringen, fand es der geriebene Patriot für opportun, sich zu abstinieren und Grevy den Casus allein zur weiteren Behandlung zu überlassen. — Nächsten Mittwoch kommt die Angelegenheit des Erzbischofs von Metz wegen angeblichen Mißbrauchs der Amtsgewalt vor den Staatsrath; er hatte bekanntlich in den Kirchen seines Sprengels einen Protest gegen die Ferry'schen Projekte, den Unterricht zu entchristlichen, verlesen lassen. In Folge dieses Angriffes auf die Freiheit des kirchlichen Regiments unterzeichneten alle Priester und anderen Geistlichen der Erzdiocese eine Huldigungsadresse an den Erzbischof, um ihn ihrer vollen Zustimmung und Anhänglichkeit zu versichern.

Ein Schreiben Garibaldi's fordert die demokratische Liga auf, im Vereine mit der Presse sofort Meetings und eine legale Agitation zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechtes zu veranstalten.

Aus Rom liegt eine Meldung vor, die man auf den ersten Blick für durchaus unwahrscheinlich halten würde, wenn sie nicht aus sehr guter Quelle käme. Man behauptet nämlich, daß der Papst Reformen in der

katholischen Kirche plant, und daß sein Bruder, der künftige Cardinal Pecci, Msgr. Solcchi, ein ganz junger, aber grundgescheidter Prälat, den der Papst kürzlich zum Cardinal von St. Peter gemacht hat, sowie Msgr. Ciccolini, dem er sogar Wohnung im Vatican hat einrichten lassen, unter Oberleitung des Pontifex an einem ausführlichen Reformproject arbeiten. Es ist natürlich Geheimniß, worauf sich diese Reformen erstrecken werden. Die Nachricht gewinnt aber insofern an Glaubwürdigkeit, als der Wunsch Leo XIII. auf Fortsetzung des concilien Concils bekannt ist, ein Wunsch, dessen Erfüllung die Jesuiten auf alle mögliche Weise bisher zu vereiteln gewußt haben.

Ueber die Ausweisungen, die der Schweizer Bundesrath neuerdings aus politischen Gründen verfügt hat, werden jetzt folgende Einzelheiten bekannt. Geßler hatte in der „Tagwacht“ einen Artikel über die Lage der deutschen Socialdemokratie veröffentlicht, in dem er deren Schloßheit und stumme Unterwerfung unter das Socialisten-gesetz tadelte und indirect die Revolution empfahl. In der folgenden Nummer lenkte er zwar ein, da es gerathener sei, auf dem friedlichen Wege zu verharren, und durch Massenpetitionen gegen die Bismarck'sche Zollpolitik das gegenwärtige Regiment zu Fall zu bringen. Trotzdem ging ihm das Ausweisungsdecret zu. Der Italiener Dovesi wurde ausgewiesen, weil er in Genf revolutionäre, gegen die italienische Regierung und den König von Italien gerichtete Proclamationen an die Mauern angeheftet hat. Obgleich Dovesi ein persönlich achtbarer Mann ist, billigt man im demokratischen Lager seine Ausweisung doch eher als die Geßler's. Da im ersten Falle ein Preßdelict vorliegt, hält man die Regierung verpflichtet, vor der Ausweisung erst eine Anklage zu erheben, über welche Geschworene entscheiden, und will, daß selbst einem Geßler gegenüber das Gesetz nicht verletzt werde. Auch eine Auslieferungs-Angelegenheit harret der Entscheidung. In Lugano wurde vor einigen Tagen ein junger italienischer Lehrer, Agostino Pistoleci, verhaftet, weil die italienische Regierung seine Auslieferung wegen socialistischer Umtriebe in Italien verlangt habe. Die ultramontane teftinische Regierung soll zur Auslieferung geneigt sein, man glaubt aber nicht, daß der Bundesrath seine Genehmigung erteilen wird.

Reuter's Office“ meldet aus Simla, A. d.: Jakob Khan begab sich am 2. Mai nach Gumbumal und übertrug seinem Schwiegervater die Controlle. Mohamed Ibrahim Khan, der älteste Sohn Schir Ali's, ist plögl. gestorben.

Der russische Hofkammer Fürst Lobanoff-Rostowski hat der Pforte die Kostenrechnung für die russische Occupation in Ost-Rumelien unterbreitet. Rußland beansprucht einen Kostenersatz von 25 Millionen Rubel. Die ostromelische Commission übernimmt die Aufgabe, diese Summe flüssig zu machen. Oesterreich Bankhäuser haben der türkischen Regierung ein Darlehen auf kurze Zeit in der Höhe von 160.000 Pfd. St. gewährt.

Die Pforte erkannte die Wahl des Prinzen Battenberg an. — Alio Pascha tritt noch diese Woche seinen Posten in Philippopel an.

England und Frankreich haben die Einsetzung englischer und französischer Minister verlangt. Der Rhedive erklärte, er werde diesen Antrag dem Ministerrathe vorlegen. Man glaubt, dieser Antrag werde auf Widerstand stoßen. — Die Anträge Frankreichs und Englands sind kein Ultimatum. Der ägyptische Ministerrath berathschlagt bereits über dieselben. Man glaubt, diese Anträge werden einer Verammlung der Paschas und Notabeln vorgelegt werden.

## Aus dem ungarischen Reichstage.

### Debatte über den Gesetzentwurf betreffend den obligatorischen Unterricht der ungarischen Sprache.

Budapest, 3. Mai.

Nikolaus Maximovits erklärt, daß er die Vorlage schon aus formellen Gründen nicht acceptiren könne. Redner wirft einen geschichtlichen Rückblick auf die Germanisirungs-Bestrebungen, um daraus nachzuweisen, daß die Tendenz, den Nationalitäten ihre Sprache zu nehmen, erfolglos war. Er erwähnt dabei, daß vor hundert Jahren merkwürdigerweise ein Serbe der eifrigste Germanisator war, ein gewisser Juhubrotics; aber die Folge war, daß die Serben noch fester an ihrer Sprache festhielten. Nach hundert Jahren ist wieder ein Serbe der eifrigste Magyarisator; aber dieser Sztjofovics wird nicht mehr Erfolg haben als sein Vorgänger Juhubrotics. Der Jozefinismus wieder, anstatt an's Ziel zu gelangen, war wieder die Wiege des ungarischen Geistes. Die Tendenz des Entwurfes ist die Magyarisirung! warum dies nicht mit derselben männlichen Offenheit wie Mocsary getrieben?

Der Entwurf steht auch im Widerspruch mit dem Nationalitäten-gesetz; wenn man mit der lex lata so umgeht, was soll man von der lex ferenda halten? Der Minister betont das Aufsichtrecht über die confessionellen Schulen; ein Anderes sei aber das Aufsicht, ein Anderes das Verfügungsrecht, und das letztere wird in der Vorlage angestrebt. Der Minister sagt, die Pädagogen, mit denen er sich berathen, sind andere als die des Dr. Polit. Nun, sind dem Minister Jessen, Dierweg, Dittes nicht Autoritäten? Und diese sprechen sich in entgegengesetztem Sinne aus; auch eine ungarische Capacität, Commenius, hat sich vor zweihundert Jahren dagegen geäußert.

Gegen den Minister-Präsidenten gewendet, sagt Maximovics, daß wenn die Ungarn in dem Verhältnisse wären, wie die Serben in Serbien, so müßten sie 13 Millionen zählen.

Nach polemischen Bemerkungen gegen einige Vorredner und namentlich gegen Matár Molnár sagt Maximovics, man habe gemeint, die serbischen Abgeordneten vertreten in ihrem Widerstande gegen den Entwurf nicht das serbische Volk; er könne versichern, daß sie nicht nur ihrer innersten Ueberzeugung Ausdruck geben, sondern der beinahe einstimmigen öffentlichen Meinung ihrer Mitbürger. Nicht die ungarische Sprache fürchten wir, sondern die neueren Verfolgungen, die man um dieser Sprache willen insceniren dürfte. Die Nationalitäten vertreten keine centrifugalen Tendenzen nach außen und intrigiren nicht im Innern; sie thun ihre Pflicht, ob man dies nun anerkennt oder nicht, sie sind treu gegen das gemeinsame Vaterland. Aber man hüte sich, diese Nationalitäten durch Gewalt in die Arme des Leopoldismus zu treiben, welcher, da dem Jozefinismus die Germanisirung nicht gelang, die Nationalitäten gegen die Magyaren aufbeckte. Redner erklärt sich gegen die Vorlage. (Beifall auf mehreren Bänken.)

Anton Szeikrits nimmt die Vorlage an, weil er in derselben die längst ersehnte Brücke zur gegenseitigen Verständigung aller Nationalitäten sieht. Er nimmt die Vorlage an trotz der eingehenden Gegenreden und hofft, daß sein Votum, als eines Sachmannes aus einer Gegend von nichtungarischer Zunge nicht nur gegolten, sondern auch gewogen werden wird. Das Dedenburger Comitae, dessen großer Theil von Deutschen und Kroaten bewohnt wird, die Stadt Dedenburg petitionirte bei der Regierung, sowie beim Reichstage um die Einbringung eines solchen Gesetzes, wodurch die Erkennung der nun für die gesammte Bevölkerung nötigen ungarischen Sprache möglich wäre.

Und man kann gegenüber den vielen Klagen, daß die amtlichen

## Fenilleton.

### Die Pionniere des Fortschrittes.

Roman von Karl Zafrow.  
(40. Fortsetzung.)

XIV.

Dem jungen Härkermeister schien das eheliche Leben keineswegs in dem Grade zu begehren, wie er es sich mochte vorgestellt haben. Er hatt. allerdings dem Gesetze einen größeren Aufschwung gegeben, das war in Rücksicht auf die ungebührlichen Ansprüche seiner Anastasia durchaus notwendig gewesen; allein was er hineingeführt hatte, waren lediglich die Kraft seiner gesunden Arme und sein außerordentlicher Fleiß. Papa Drengler war in Bezug auf Müßiggang oder klingende Unterstützung sehr hartnäckig geworden. Er hatte bei einer gelegentlichen Andeutung seines Schwiegerohnes diesem zu verstehen gegeben, daß es sich empfehlen werde, wenn er die Ausgaben seiner Gattin ein wenig sorgfältiger überwache. So lange, bis das junge Ehepaar sich nicht einschränken gelernt habe, werde er nicht der Verschwendungslust und Prunkliebe seiner Tochter Vorschub leisten.

Wohr und mehr war es seit jenem Tage im Raymond'schen Hause bergab gegangen. Frau Anastasia wollte als geachtete Bürgerfrau die besten Kleider tragen und hatte durchaus kein Bedenken, auch einmal in einem seidenen Kleide vor dem Kochherde zu stehen und es, nachdem es durch einen oder mehrere Flecken unscheinbar geworden, bei Seite zu werfen. Theater, Concerte, Vergnügungsfahrten nach der nächsten größeren Stadt waren für sie zum bringenden Bedürfnis geworden. Ebenso groß war ihre Vorliebe für eine gute Küche, ohne daß sie sich der Fähigkeit hätte rühmen können, auf möglichst billige Weise eine wohlgeschmeckte Kost herzustellen. Da sie häufig ausging, um Freundinnen zu besuchen und Kaffeegesellschaften zu frequentiren, befand sich das Hauswesen natürlich keineswegs in bester Ordnung. Die Diensthofen handelten nach eigenem

Ermeßlen. Der Meister bekam keinen vernünftigen Gesellen mehr, weil jeder einigermaßen anständige Arbeiter an der lüderlichen Wirtschaft im Hause Anstoß nahm und sich eine Stelle suchte, wo er für seine schwere Arbeit wenigstens nachträgliches reichliches Essen erhielt. Am Quartals-schlusse liefen Rechnungen vom Conditor, Fleischer, Bäcker, vom Posamentier, Schmittwaaren- und Manufakturwaaren-Händler ein; sie enthielten Summen, welche dem jungen Ehepaare die Haare zu Berge trieben. Er wußte nicht, wie seine Ehehälfte es anfang, um die Kaufleute zu einer so ausgebreiteten Creditverheilung zu veranlassen. Auf die Gefahr hin, von seinen Mitbürgern verpöppelt zu werden, mußte er sich zu dem saueren Schritte entschließen, ein Jaferat in den „Landboten“ einrücken zu lassen, mittelst dessen Jedermann verwahrt wurde, seiner Frau auf seinen Namen irgend etwas zu borgen.

In dieser Seele betäubt, machte der Meister sich eines Tages auf den Weg zu seiner Mutter, von der er allein noch Rath und Trost erwarten konnte. Die Witwe hatte ihre Miethswohnung in der Stadt mit dem Häuschen im Weinberge verkauft. Die Zeit der Weinerte rückte heran. Die Trauben nahmen mehr und mehr die Farbe der Reife an und es erfordereten daher unausgesetzte Beaufsichtigung. Frau Raymond konnte nicht Alles dem Winger überlassen, der in erster Reihe an sich dachte. Sie mußte selbst ein wenig nach dem Rechen sehen. Bernhard trieb die Mutter, wie sie mit dem Rechen in der Hand die Hauptallee durchschritt und sorgfältig den Rechen abnete. Beim Erblicken des Sohnes hielt sie in ihrer Beschäftigung inne und streckte ihm mit freudlichem Lächeln die Hand zum Gruße entgegen mit den Worten:

„Nun, Bernhard, was bringst Du? hal's wieder Zant bei Euch gegeben?“

„Ja, Mutter! so ist's! ich kann mir das Treiben der Anastasia nicht länger gefallen lassen! Die tausend Thaler, welche ich zur ersten Hypothek auf mein Grundstück entnommen habe, sind vorausgabt. Mein Credit ist so gut wie verloren. Ich bekomme nichts ferner mehr geborgt. Und dabei brauche ich notwendig dreihundert Thaler zum Ankauf neuer Vorräthe!“

„Ja, mein Sohn!“ versetzte die Mutter ruhig, indem sie das unterbrochene Geschäft des Rechens wieder aufnahm, „jetzt, nachdem der Karren einmal verfahren ist, wird er schwerlich wieder in die richtige Bahn zu bringen sein. Eigentlich sollte ich Dich Deinem Schicksal überlassen, denn wer sich die Suppe eingebrockt hat, muß sie auch verzehren. Vor allen Dingen, hast Du das Geld unter Verzicht gelegt, wie ich Dir gerathen habe?“

„Ja, Mutter!“ erwiderte Bernhard. „Die Folge davon war, daß Anastasia volle vierzehn Tage mit mir maulte, und hinterher stellte es sich heraus, daß sie hinter meinem Rücken von einigen rückständigen Kunden fünfundsiebzig Thaler eincaßirt und verthan hat! Ich hätte es nicht einmal erfahren, wenn nicht einer der Herren nachträglich Quittung von mir verlangt hätte.“

„Das ist sehr traurig, mein Sohn! Deine Frau ist also nicht bloß selbstthätig, sondern auch raffiniert, wenn es darauf ankommt, ihrer Gemüthsart, Prunkliebe und Eitelkeit zu fröhnen!“

„Ja, Mutter! leider ist es so!“ bestätigte der Sohn.

„Hast Du Jedermann öffentlich gewarnt, Deiner Frau Etwas zu borgen?“ forschte die Mutter weiter.

„Auch das habe ich, beste Mutter! Es hat nicht viel geholfen. Sie ist nach der nächsten Stadt gefahren, wo man unseren „Landboten“ nur dem Namen nach kennt, und hat Einkäufe gemacht dertartig, daß die alten Klatschweiber unseres Städtchens einen Ball von Vergnügen arrangirt haben. Sie entwickelt eine ungemeine Beredtsamkeit und Schlagfertigkeit, wenn es gilt, eine sogenannte Pumpe anzulegen. Wollte ich ihr das Borgen abgewöhnen — ich glaube, ich müßte in allen Zeitungen der Welt die Verwarnung einrücken lassen!“

Es lag ein tieftrauriger Klang in seinen Worten. Die Mutter sah ihn mitleidig an, zuckte seufzend mit einem „Ja, Du lieber Gott! es hat hienieden Jeder sein Päckchen zu tragen,“ die Schultern und beschäftigte sich dann eifrig mit den Rechen, welche ihrer Hilfe bedurften.

Einige Minuten lang sah Bernhard dem Schalten der alten Frau zu. Dann legte er selbst mit Hand an und sagte, indem er einige Klanten um die Pfähle wand: „Eigentlich ist's doch nicht recht von der Ema, daß

Erlässe, Vorlesungen, Zustellungen von den Parteien öfter nicht verstanden, und daß dieselben vielen Schäden und Ungemach ausgesetzt werden, nicht besser abhelfen, als indem man diese Erlässe neben der ungarischen Sprache auch deutsch publicirt und für die Zukunft möge dahin gewirkt werden, daß die Erlernung der ungarischen Sprache schon in den Elementarschulen jedem Kinde möglich werde. Da die Vorlage dies bezweckt, nimmt er dieselbe an.

Josef Bacon spricht sich gegen die Vorlage aus. Seine Rede lautet:

Gehrte Herren! Da ich es für ein Verbrechen halte, die gegenseitige Capacitirung in einer Frage, von deren Erledigung die Ruhe der Völker des Vaterlandes abhängt, für Zeitvergeudung zu erklären, so halte ich mich für verpflichtet meiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß nämlich dieser Gesetzentwurf für unser Vaterland große Gefahren in sich birgt. Ich thue dieses, trotzdem mich das gemüthliche Einverständnis, welches sich bei dieser Verhandlung zwischen der gesammten Opposition des G. H. und dem sehr geehrten Herrn Unterrichtsminister gezeigt hat, vermuten läßt, daß ich bei der Begründung meines gegen den Gesetzentwurf gerichteten Votums die Rolle der Cassandra spielen werde. Ich halte mich um so mehr für berechtigt, ja verpflichtet das Wort zu ergreifen, als es mir wünschenswerth erscheint, daß das G. H. unter den vor diesen Gesetzentwurf warrenenden Stimmen auch die Meinung derjenigen vernehme, welche nur derjenige sogenannte nationaler Leidenschaft beschuldigen kann, der von den seit Jahren sich in Siebenbürgen, besonders aber auf dem ehemaligen Königsboden abspielenden Ereignissen auch nicht die geringste Kenntniß hat. Ich, der ich mir durch meine Wirksamkeit den Titel „Magyarone“ unter meinen Mitbürgern erworben habe, glaube wenigstens in diesem Hause darauf rechnen zu dürfen, daß meine Worte nicht verächtlich werden. Andererseits habe ich Gelegenheit gehabt einen so großen Theil des Landes, der von nicht-magyarischen Bewohnern bevölkert wird, und deren Gefinnungen kennen zu lernen wie wenige Mitglieder des G. H. selbst.

G. H.! mich hält von der Annahme des auf dem Taped befindlichen Gesetzentwurfes nicht die Furcht vor der Magyarisirung der nicht-magyarischen Nationalitäten ab, denn diese Furcht ist in der That nicht bloß unbegründet, sondern sogar lächerlich. — Es hält mich nicht ab der so oft erwähnte Geist des nationalen Separatismus; denn ich bin G. H.! ebenso sehr überzeugt, als welcher Abgeordnete immer von einem Alldürer Wahlsbezug, daß die Sicherung der magyarischen Hegemonie im ungarischen Vaterlande auf weitere Zukunft hinaus die erste und hauptsächlichste Pflicht des gesetzgebenden Körpers so wie der Regierung dieses Landes bildet.

Jedes Blatt der vaterländischen Geschichte bezeugt es, daß mit der Stunde, in welcher der magyarische Stamm diese Führerrolle verlieren würde, auch die letzte Stunde der Freiheit und des materiellen Wohlergehens für alle das Vaterland bewohnenden Nationalitäten erscheinen würde. Es ist weiterhin meine feste Ueberzeugung, daß die Verbreitung der magyarischen Sprachkenntniß unter den anderssprachigen Stämmen (was nicht identisch mit der Magyarisirung ist) wenn auch nicht das einzige so doch das wesentlichste Mittel der Aufrechterhaltung dieser Hegemonie und der Verbreitung des Staatsgedankens ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß derjenige, welcher die Geschichte unseres gemeinsamen Vaterlandes aus magyarischen Quellen lernt und der die ersten Bestrebungen der magyarischen Regierung auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst und überhaupt der Cultur mit Verständnis verfolgen kann, in viel feurerem und stolzerem Gesühle für das Vaterland erglühen wird, als derjenige, der diese Bestrebungen nur aus den Werken seiner ausländischen Nationalgenossen kennt.

Wenn ich also trotz dieser Principien und dieser meiner Ueberzeugung — die um so fester und beständiger ist, da sie das Resultat kalter Ueberlegung und nicht bloß des aufglimmenden Nationalgefühlens ist — den eingereichten Gesetzentwurf nicht annehme, so muß ich hierfür sehr schwerwiegende Gründe haben.

Wahrlich, es sind dieses sehr wichtige und aus patriotischem Gesühle entspringende Gründe, die von zwei Gesichtspunkten ausgehen.

Erstens bin ich überzeugt, daß dieser Gesetzentwurf dem vorgezeichneten Ziele auch nicht im geringsten entspricht. Denn ich meine, daß zur gründlichen Erlernung einer Sprache, wie sie zum Verständniß amtlicher Verhandlungen und zur Vertheidigung der Staatsrechte erforderlich ist, nur die Mittelschulen geeignet sind; Volksschulen, besonders Dorfschulen, aus welchen die Mittelschulen fast nie Zufluß erhalten, haben nur die Aufgabe, durch die Unterrichtung in den acquirirbarsten Lehrgegenständen die Kinder zur Erlernung ihrer Muttersprache und ihrer Bürgerpflichten zu führen. Ich frage deshalb, wie soll es das Staatsbewußtsein des rumänischen, jaq. und slowakischen Kindes geben, wenn es zum Flug oder zur Spindel greifend, seinen Namen nicht nur in der Muttersprache, sondern auch in der magyarischen schreiben kann.

Aber ich wurde G. H. aus Kopulata gegenüber dem entschieden ausgeprochenen Wunsche der Majorität nicht gegen diesen Gesetzentwurf sprechen, wenn ich ihn nur für unzumuthbar hielt; aber G. H.! er erscheint mir nicht bloß unzumuthbar sondern auch im höchsten Grade quodid. Denn wer möchte es leugnen, daß durch die Verminderung der ohnehin knapp bemessenen Unterrichtszeit durch die für die magyarische Sprache bestimmten Stunden das Unterrichtsziel geschmälert würde, und durch die

Ausschließung der der magyarischen Sprache unkundigen Lehrer der Volksunterricht in einem großen Theile unseres Vaterlandes zu Grunde ginge.

Aber dieser Gesetzentwurf hat noch gefährlichere und deshalb wohl zu erwägende Seiten, nämlich jene Bereitwilligkeit, die er erzeugt, ohne in irgend welcher Beziehung den allergeringsten Nutzen zu versprechen. Ich würde G. H. für große Ziele auch solche Gefahren zu riskiren bereit sein, aber ohne die geringste Aussicht auf Erreichung des Ziels Gefahren herauszuwerfen, habe ich weder die Lust noch den Muth.

Die Vertheidiger dieses Gesetzentwurfes und auch der geehrte Herr Unterrichtsminister in seiner Begründung sagen, daß zu einer Erziehung ohne keine Ursache vorhanden ist, denn er will Niemandem die magyarische Sprache aufzwingen, und die einzige Absicht sei Gelegenheit zur Erlernung der magyarischen Sprache zu bieten.

G. H. die Hinsichtlichkeit dieser Meinung wird jeder einsehen, der es weiß, daß dasjenige Kind, welches in einem obligaten Lehrgesamte nicht entsprechenden Fortschritt aufweist, in eine höhere Classe nicht vordrücken kann, — und der es bedenkt, daß in Ermangelung von Lehrern, die der magyarischen Sprache mächtig sind, die betreffende Gemeinde gezwungen wäre eine Person als Lehrer anzunehmen, die die Muttersprache der Gemeinde nicht kann, wenn jene Person eben nur der magyarischen Sprache mächtig ist. Diese Thatfachen anders als „Zwang“ zu nennen, ist unmöglich.

Aus diesen Gründen schreibe ich mit dem Bemerkten „Caveant ne quid republica detrimenti capiat,“ meine Rede, indem ich den eingereichten Gesetzentwurf nicht annehme.

Gabriel Barabj erklärt, der auf der Tagesordnung stehende Gesetzentwurf sei erschöpft, und um nicht in Wiederholungen zu verfallen, wolle er sich aller polemischen Bemerkungen auf die Reden der Gegner des Gesetzentwurfes enthalten; er halte es jedoch für seine Pflicht, einige hier vorgekommene Entstellungen der auf die Marmaros bezüglichen Thatfachen zu berichtigen. Der Abgeordnete Alexander Roman hat unter Anderem gesagt, daß die bekannte Petition des Marmaroser Comitats von langer Hand her vorbereitet und das arme unwissende Volk, vom Beamtenkörper getäuscht, zur Unterschrift der Petition bewegt wurde. Der Abgeordnete Roman hat also nicht angestanden, selbst seine eigenen Stammesgenossen zu verächtlichen, um nur eine unbegründete Anklage schmieden zu können.

Die Marmaroser Rumänen und Ruthenen waren stets von patriotischer Gesinnung besetzt. In den Jahren 1848 und 1849 wurden von Galizien, von der Bukowina und von Siebenbürgen aus zahlreiche Versuche gemacht, die Rumänen und Ruthenen gegen die Ungarn aufzuwecken, allein die Agitationen blieben erfolglos und hinterließen keine Spuren. Rumänen und Ruthenen kämpften mit uns (Elfen), obwohl die Intelligenz derselben die nothwendigen Folgen der 1848er Gezeje recht gut zu beurtheilen verstand und die drückenden Konsequenzen der Grundabgabung ebenfalls tragen mußte. Ihr Verhalten war von patriotischem Bewußtsein durchdrungen (Weißau) und dies ist auch heute nicht anders. Der Abgeordnete Alexander Roman beschuldigt das rumänische Volk deshalb der Unwissenheit, weil es jenen Agitatoren, welche die Scheitewände zwischen den Nationalitäten aufrechterhalten und kräftigen wollen, keinen Glauben schenkt.

Die erwähnte Petition ging in erster Reihe vom Vicegesspan Ladislaus Mihalka aus. Mihalka ist ein Rumäne, oder wie er sich selbst lieber nennt, ein Walache. Er ist ein wahrer Volksfreund, das Prototyp des aufrichtigen, geraden Vorgehens, und steht der Kaufmann so fern, wie die Behauptungen Alexander Roman's von der Wahrheit fernstehen. Die Petition ist ein treuer Ausdruck der Wünsche des rumänischen und ruthenischen Volkes in der Marmaros. Wer das Volk kennt, der weiß dies; rühmt sich doch jeder Vater mit Freude, daß sein Sohn Ungarisch kann, wenn der Letztere sich diese Sprache angeeignet. Die Thatfachen widerlegen die Behauptungen Roman's. Er möge nur zu uns kommen, das Volk besuchen und dort dasjenige, was er hier gesagt hat, verhandeln; er wird nicht nur keinen fruchtbareren Boden für seine Lehren, sondern nicht einmal Wiederhall finden. Redner sieht sich daher genöthigt, die Behauptungen Roman's als Verächtlichkeiten zurückzuweisen. Den Gesetzentwurf nimmt er an. (Lebhafte Weisau.)

Alexander Roman verlangt zu persönlicher Bemerkung das Wort. Er behauptet, daß Viele, welche die verächtigte Petition, ohne ihren Inhalt zu kennen, unterschrieben haben, später, als sie vom Inhalte der Petition Kenntniß erhielten, ihre Unterschriften zurückziehen wollten, was ihnen jedoch nicht gestattet wurde. Die bevorstehende Ernennung des bischöflichen Vicars wurde ebenfalls als Mittel zur Unterdrückung der Agitation benützt und ein Pfarrer, der die Petition mitunterzeichnet, erhielt für seinen Sohn ein Staats-Stipendium. (Lärm und Aufst. Das gehört nicht hierher, daß ist nicht eine persönliche Entgegnung.)

Präsident Szlavy läutet, Roman will weiter sprechen. (Lärm.) Präsident Szlavy: Der Herr Abgeordnete hat vor Allem mit anzuhören, das ist seine Pflicht. (Zustimmung.) Der Herr Abgeordnete begann die Auslegungen Barabj's zu bekämpfen und zu widerlegen. Hierzu ist er jetzt nicht berechtigt. Ich mache ihn daher aufmerksam, sich innerhalb der Grenzen der persönlichen Bemerkung zu halten. Alexander Roman erkennt die Berechtigung der Bemerkung des

Präsidenten an und erklärt nur noch, daß er zu seinem Bedauern durch die Worte Barabj's genöthigt wurde, das zu sagen, was er eben gesagt habe.

Demit wurde die Debatte über diesen Gegenstand auf die nächste Sitzung vertagt.

Budapest, 5. Mai.

Barthen Rozma sucht darzuthun, daß die Adresse der Marmaroser Rumänen nicht dem spontanen Entschlusse derselben entspringt, ja nicht einmal von einem Rumänen verfaßt sei. Jovánka gegenüber bemerkt Redner, daß „Daco-Rumänen“ ein Wauwau sei, dessen sich diejenigen bedienen, welche zwischen Rumänen und Ungarn Zwietracht säen wollen. Er hält es für nützlich, daß alle Bürger des Staates ungarisch lernen; mit demselben Rechte könnte man aber verlangen, daß in sämmtlichen Elementarschulen die deutsche und französische Sprache gelehrt werde. Die Regierung hat versprochen, daß sie bei der Einführung der ungarischen Sprache schonen vorgehen werde; wer bürgt aber dafür, daß nicht unterdessen eine andere Regierung ans Ruder gelangt, welche nicht solange warten will? Er ist überzeugt, daß die Tendenz dieses Gesetzentwurfes die sei, daß sämmtliche Bewohner des Landes Ungarn werden. Redner beleuchtet sodann das Vorgehen der Regierung, wonach sie auf rumänische Orte ungarische Beamte entsendet und rumänische nach ungarischen versetzt.

Präsident ersucht den Redner, sich an den Gegenstand zu halten.

Barthen Rozma (fortfahrend) führt mehrere Fälle an, welche darthun sollen, daß die Regierung das Nationalitäten-Gesetz nicht einhalte. Er geht hierauf auf die pädagogischen Nachtheile des Gesetzentwurfes über und polemisiert dann gegen Dobán, dessen Ausführungen gegenüber er eine telegraphische Mittheilung eines rumänischen Abgeordneten verliest, wonach in Rumänien fast vollständige Lehrfreiheit herrscht und den Csángó-Magyaren keinerlei Lehrer aufzotroptirt werden. Der vorliegende Gesetzentwurf wird Uneinigkeit hervorrufen und deshalb, sowie aus den übrigen angeführten Gründen lehnt er nach einer mehr als zweijährigen Rede die Vorlage ab.

Nach einer persönlichen Bemerkung Dr. Án's nimmt das Wort Ministerpräsident Tisza. Er will auf die Ausführungen des Vorredners einige kurze Bemerkungen machen. Der Abgeordnete Rozma hat die Regierung beschuldigt, daß sie jene verächtliche, welche den Gesetzentwurf nicht annehmen wollen. Er will die Mitglieder der Regierung gegenüber diesem Vorwurfe nicht vertheidigen. Ist das nicht Verächtigung — fragt Redner — wenn man den Inhalt eines Gesetzentwurfes nicht angreift, sondern etwas verächtigt, was gar nicht darin ist und sagt: dadurch werden die Rechte des Volkes compromittirt und das Volk wird zur Freigebigkeit verleitet. Wer aus diesem Gesetzentwurf solche Konsequenzen ableitet, soll nicht jagen, daß Andere verächtlich sind. Die Verprechungen, welche frühere Legislativen betrefen des Schutzes der Nationalitäten gemacht haben, sind treu gehalten worden. Was das Beispiel Rumäniens betrifft, kann Ungarn bezüglich der Freiheit und Freizügigkeit es kühn mit dem Nachbarstaate aufnehmen. Niemand im Hause hat den Patriotismus der Rumänen in Zweifel gezogen. Sie sind treue Patrioten und nur gegen Einzelne läßt sich ein Vorwurf erheben. Diese Anschuldigung des Vorredners kann nur den Zweck haben, dort, wo gegentheilige Auslegungen nicht gehört werden, den Verdacht zu erwecken, als wäre hier wirklich der Patriotismus der Rumänen in Zweifel gezogen worden. (Zustimmung.)

Seit 1867 war es immer das Bestreben, zu erreichen, daß die Nationalitäten ihre Sprache behalten, im Herzen aber ebenso gute Magyarren seien, wie die Magyaren selber. Der Vorredner beklagte sich, daß man für die rumänische Gesetzausgabe nicht Sorge; dem gegenüber konstatirt der Präsident, daß die Verhandlungen über die rumänische Uebersetzung vorhanden seien, daß aber von dieser nicht hundert Exemplare abgesetzt wurden. Der Vorredner erwähnte das Gespenst Daco-Rumänen; nun, wie bedeutend auch unsere Sympathie für das benachbarte Rumänien und dessen Aufblühen sei, so erklären wir andererseits, daß wir uns vor dem daco-rumänischen Gespenste, selbst wenn es existiren sollte, nicht fürchten. (Lebhafte Weisau.)

Alexander Marjay. Er sieht sich als einer der Vertreter des 3. Pter Comitats, welches zum größten Theile eine deutsche Bevölkerung hat, in diesem vorgeschrittenen Stadium der Debatte aus dem Grunde verpflichtet, das Wort zu ergreifen, damit nicht etwa in Folge der Randgebungen der jählichen Abgeordneten in der nicht-orientirten Bevölkerung die Vermuthung plözgriffe, als ob die deutsche Bevölkerung des Landes überhaupt sich im Wege zu dem vorliegenden Gesetzentwurf befände. (Zustimmung.) Redner hat die Vorlage nicht nur des Principes halber, welches in derselben zur Geltung kommt, mit Freuden begrüßt, sondern auch darum, weil er hoffte, daß bei der Verhandlung über diese Vorlage, in welcher er ausschließlich das Staats-Interesse ausdruckt findet, die Schranken fallen werden, welche sonst die verschiedenen politischen Parteien des Hauses von einander trennen, die aber doch ein gemeinsames Ziel vor Augen haben: den Patriotismus. Im Hinblick auf die Wichtigkeit der Vorlage in pädagogischer Beziehung war Redner auf leoparte Debatte in der Specialdebatte gefaßt; eine principielle Ansetzung des Gesetzentwurfes oder hat er nicht erwartet.

„Sie Dich hat im Stich gelassen, gerade jetzt, wo es so viel im Weingarten zu thun gibt und so nahe vor der Lese.“

„Nun — je hat's eigentlich recht gemacht,“ meinte die Witwe, „mag sie ihr Heil auch einmal unter fremden Kreuzen versuchen. Dann wird sie sich die Hörner abrennen. Galten hält' ich sie übrigens nicht können.“

„Ich muß Dir Etwas sagen, Mutter!“ nahm der Meister wieder nach kurzer Pause das Wort, „ich habe eine dringende Bitte an Dich. Du mußt mir aus der Noth helfen, beste Mutter! Soll ich nicht in die entlegene Verlegenheit gerathen, muß ich im Laufe dieses Monats noch mindestens dreihundert Thaler haben. Die mußt Du mir vorstrecken, gute Mutter!“

Wie aus den Wolken gefallen, sah Frau Raymond den eifrigen Bittsteller an. „Was fällt Dir ein, Bernhard?“ fragte sie betroffen. „Woher soll ich das Geld nehmen? es ist kurz vor der Ernte! allem Anschein nach wird die Ernte nicht bedeutend sein! Ich begreife nicht, wie Du mir ein solches Ansinnen stellen kannst!“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen anderen Ausweg weiß!“ rief der junge Mann schmerzlich, „ich bin in der kurzen Zeit meiner Ehe in meinen finanziellen Verhältnissen so weit heruntergekommen, daß ich meinen Frau vor Augen sehe, wenn mir nicht schnelle Hilfe zu Theil wird. Hilf mir darum, beste Mutter, zum letzten Male. Ich bitte Dich aus der Tiefe meines Herzens. Du kannst es, wenn Du ernstlich willst. Nimm die dreihundert Thaler aus dem Weinberg auf, Mutter! er kommt doch einmal an mich, der Weinberg. Da ist es ja wohl gleich!“

„Hilf Du von Sinnen, Bernhard!“ unterbrach die Mutter den eifrigen Sprecher. „Der Weinberg, das Eigenthum meiner Tochter an Dich? Wer hat Dir diese unsinnige Foe in den Kopf gesetzt, Bernhard?“

„Nun, Mutter! Du wirst das alte Erbstück doch nicht in die Hände eines Hallunken, eines Schelens übergeben lassen? Du wirst doch nicht einer Tochter, die sich gegen Deinen wohlmeinenden mütterlichen Rath nicht bloß auflehnt, sondern gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was Du wünschst, Alles hingeben, was Du besitzt? Einer Tochter, die dem mütterlichen Hause entlaufen ist und sich vagabundirend in der Welt herumtreibt, anstatt an der Seite des ehrenwerthen braven und

vermögenden jungen Mannes, den Du ihr als Gatten bestimmst, Dir und der Welt zu Dank und als würdiges nachahmenswerthes Beispiel zu leben?“

„Genug, genug, Bernhard!“ rief die Witwe abwehrend und mit der Hand winkend. „Das sind die Ansichten Deiner lieblosen Frau, die Dich dem Herzen Deiner Schwester entfremdet hat. Wie könntest Du sonst in solch verlegender Weise von der Lina sprechen, die es wahrlich nicht um Dich verdient hat, daß Du sie um ihr bisheriges Erbtheil bringen willst. Ja, Bernhard, Du bist in guten Händen! Fahre in dieser Weise fort und das Herz Deiner Mutter wird Dir eben so sehr sehen, wie das Deiner Schwester!“

„Aber, liebe Mutter, ich begreife doch nicht!“ stammelte Bernhard in ängstlicher Verwirrung, „aber nimm es mir nicht übel. Ich wüßte ja nicht, daß Du Deine Ansicht über Lina geändert hättest und nun mit einem Male mit Allem einverstanden bist, was sie thut, wohl auch damit“, setzte er in aufflammender Wuth hinzu, „daß der Mörder und Spähbube in unsere brave Familie kommt?“

„Ja, mein Sohn!“ versetzte die Mutter würdevoll, „meine Ansicht hat sich geändert, seit ich gesehen habe, daß meine Tochter in ihrem einsamen verständigen Sinne das Rechte getroffen hat. Ich kann einem Kinde meine Theilnahme und Anerkennung nicht verweigern, daß so klug und selbstständig seinen Weg geht, wie die Lina. Sei wegen des Mörders und Spähbuben übrigens unbesorgt, mein Sohn. Sie sind noch nicht zusammengekommen, die Widren und werden es hoffentlich auch in dieser Welt nicht mehr. Aber kein Wort mehr über die Lina, die in einer der ersten Adelsfamilien der Residenz eine höchst anständige Stellung gefunden hat.“

„So?“ die Lina ist in Dienst gegangen?“ tönte es mechanisch von den Lippen des Sohnes, „das wüßte ich bisher noch nicht.“

„Ja“, nickte die Mutter, „sie ist Kammermädchen bei einer Frau Baronin von Freilshofeld, deren Gemahl einen einflussreichen Posten bei der Gesandtschaft bekleidet. Sie bekommt vierhundert Thaler Lohn und hat im Uebrigen Alles, was sie braucht.“

„Das ist ja eine große Epe: für uns, Mutter!“ bemerkte Bernhard, der sich demüthete, seine Betroffenheit unter einem Anflug von Ironie zu verbergen.

„Eine große Epe nicht bloß für unsere Familie, sondern für die ganze Stadt. Frag mal an bei Dinem klugen Herrn Schwiegerpapa, ob sich eine von seinen Töchtern einer solchen Auszeichnung rühmen kann.“

„Die Lina hat Glück gehabt, Mutter, das ist Alles!“ rief der Meister. Dann fuhr er in klagendem Tone fort: „Du wüßt mir also nicht einmal aus der Verlegenheit helfen, Mutter?“

„Ich kann nicht, mein Sohn!“ Da muß selbst sehen, wie Du fertig wirst. Ich kann die Lina nicht um ihr Erbtheil bringen. Was ihr gehört, muß ihr werden, ich bin zu der Einsicht gekommen, daß es am besten ist, Deine Schwester ihren eigenen Weg gehen zu lassen. Was wäre daraus geworden, wenn ich meinen Willen durchgesetzt hätte und Lina wäre Sturmoch's Gattin geworden? Mein Kind wäre für alle Zeiten unglücklich gewesen. Weißt Du schon, mein Sohn, wie ein schlechter Mensch der Herr Buchhalter ist? Gehe hin zu dem alten Schuhmachermeister Koch, bei welchem der arme, junge Mann, der Postexpedient Sträubler, wohnt oder vielmehr gewohnt hat; jener liegt nur noch seine Leiche dort. Frate Fröh ist er gestorben. Der alte Kocha wird Dir erzählen, was der junge Mensch, als er schon im Sterben lag, über Sturmoch ausgesagt hat; ein Satas sei er, ein leopastiger Lügner, der ein Geschäft daraus macht, seinen Rodenmenschen ins Unglück zu stürzen. Er hätte so lange intrigirt und spionirt, bis er den armen Jüngling sicher im Neze gehabt, worauf dieser alle Besize an unsere Lina hätte untergeschlagen müssen, und der Allmächtige weiß, was noch Alles passiert sein oder im Geheimen spielen mag. Man konnte viel ersparen, wenn man sich einige Mühe gäbe, meine der alte biedere Schuhmachermeister, der in seinem ganzen Leben noch keine Lüge gesprochen hat. Man — ich weiß für meine Person genug! — ich will auch nichts weiter von der Geschichte hören. Allein das sage ich Dir, Bernhard, wenn ich bedenke, wie nahe ich daran war, mein Kind ins Unglück zu stürzen, so schauere mir die Haut. Nein! nein! so etwas hätte ich lieber dem Sturmoch auch nicht gewünscht. Mag er aus die Lina noch so sehr lieb haben, wie er immer gesagt hat; aber mit derartigen Klatsch und Spionage trägt er mein Kind nicht. Alles in der Welt will ich gut heißen, nur keinen Heuchler oder Schleiher, der heimtückisch Glück und Epe seines Nebenmenschen untergräbt!“ (Fortsetzung folgt.)

